



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Kunstfenster 1921

Heft 17

DAS KUNSTFENSTER

HERAUSGEBER: KARL RÖTTGER



DÜSSELDORFER
KRITISCHE WOCHENSCHRIFT
FÜR DIE INTERESSEN ALLER KÜNSTE
ERSCHEINT ALLE SONNABEND

PREIS MK 1,25
VERLAG DAS KUNSTFENSTER DÜSSELDORF

HEFT 17

JAHR 1

19. 2. 1921

Verantwortlicher Herausgeber: Karl Röttger, Düsseldorf,
Kölnerlandstraße 12.

Für den bildkünstlerischen Teil zeichnet: Walter v. Wecus,
Düsseldorf, Martinstraße 99.

Das Kunstfenster erscheint jeden Samstag und ist in allen
Buchhandlungen, Zeitungskiosken und im Straßenhandel erhältlich.
Abonnenten wird das Kunstfenster vom Verlag unter
Kreuzband durch die Post zugestellt. Die Abonnementsgebühr
beträgt Mk. 15,— für ein Vierteljahr.

Verlag „DAS KUNSTFENSTER“
Zeitschriftenvertriebsgesellschaft Düsseldorfer Buchhändler,
G. m. b. H., Blumenstraße 10.



DAS KUNSTFENSTER

Düsseldorfer kritische Wochenschrift für die Interessen aller Künste

Heft 17

Jahr 1

19. 2. 1921

ÜBER KRITIKER U. NACHTREPORTER „ARTISTIK UND MENSCHLICHKEIT.“

„Ich glaube,“ schrieb gelegentlich einer Rundfrage Thomas Mann, „ich glaube, daß es die besten Künstler nicht sind, die die Kritik als etwas ihrem eigenen Wesen Entgegengesetztes empfinden . . .“.

Die Rede war, versteht sich, von musisch organisierter Kritik, die in der Zergliederung wissenschaftlich tief, klar, wahrheitsfanatisch in der sprachförmlichen Zusammenfassung selbständige künstlerische Produktion ist. Als Repräsentanten dieser Gattung könnte man etwa namhaft machen: Maximilian Harden, Siegfried Jacobsohn, Alfred Kerr (um der Einfachheit halber einige der populärsten zu nennen). Aber es gibt ihrer noch viele und gleichwertige. Sie alle, die drei genannten vorab, sind gewiß nicht nach jedermanns Geschmack. Nach meinem eigenen, offen gestanden, auch nicht immer und unbedingt. Selbst auf diesem Niveau gibt es häufig genug eitle Überspitztheiten und also Unsachlichkeiten. Ganz frei davon war in seiner noblen Menschlichkeit eigentlich nur der unvergeßliche Paul Schlenther. Aber lassen wir es gut sein. Wenn jenes Niveau einigermaßen erreicht wird, wollen wir nicht rechten.

Was ist das Wesenhafteste in der Haltung dieses, des echten Kritikers, gegenüber dem Dichter? Takt, sage ich. Takt, Takt! Wenn der Dichter auch nur ein Werk, wenn er auch nur einen Satz, eine Strophe irgendwann einmal geschrieben hat, die von ur schöpferischer Kraft bewegt war, so ist da ein Abstand. Den hält der echte Kritiker immer ein. Mag er als Wissender, als „Gebildeter“ als geschlossene Persönlichkeit von universellerer Urteilskraft dem vielleicht primitiveren Schöpfer sich auch noch so überlegen fühlen — stets bleibt er sich bewußt des spezifischen Artunterschiedes zwischen Geschmackskultur und Schöpfertum, Publizistik und Dichtkunst. In Schmach und Würdelosigkeit verfällt der klügste Zergliederer, wenn er je dieses Abstandes nicht achtet. Ein Dummdreister und Unverschämter steht er dann da, dem man auf die Finger klopfen, den man mit scharfem Anruf in seine Schranken verweisen muß.

Was aber tut man mit dem Nachtreporter, der sich literarisch aufbläht und seinem ehrlichen Brotberuf durch Arroganz verpfuscht? Zum Schaden der Dichter, der Darsteller, ja des Kunstlebens einer ganzen Stadt?

Man richtet ihn hin. Man schießt ihm die triste Dutzendfeder aus der Hand, gibt ihm Schere und Leintopf und stellt ihn an den Pranger.

Am Düsseldorfer Stadttheater fand eine Uraufführung statt. „Das Antlitz des Todes“ von Karl Röttger. Der Autor hat — (ob zu Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt) — einen recht erheblichen literarischen Ruf. Das ist keine leere Behauptung, der man ebensogut die umgekehrte entgegenstellen kann. „Literarischer Ruf“ ist ein konkretes Ding, das man messen und wägen kann. Sein Vorhandensein oder Nichtvorhandensein ist exakt feststellbar. Auf Behauptungen kommt es da nicht an. Freilich ist keineswegs ein absoluter Wert damit dargetan, daß dieser literarische Ruf besteht. Es gibt Schriftsteller von ganz großem literarischen Rufe, deren Unwert positiv feststeht. Wenn es Spaß macht, der nehme meinetwegen an, daß Röttger zu diesen gehört. Ansichtssache! Was weiter? Darum keine Feindschaft! Aber man sei nicht so albern, die Tatsache des Rufes zu leugnen. Denn die läßt sich ja mit Fakten belegen. Es erscheint kein Buch von Röttger, über das nicht sämtliche großen Zeitungen Hinweise und oft genug lange Besprechungen bringen. Es gibt fachwissenschaftlich vollkommen ernst genommene Literaturgeschichten, die Röttger in seitenlangen philologischen Erörterungen besprechen. Und unter der großen Zahl wohlwollender Beurteiler befinden sich bedeutende Persönlichkeiten, die über den Anwurf der Parteigängerei erhaben sind, z. B. Leute wie Professor Litzmann oder Dr. Redslob. Was soll also solch dummes Wegleugnen? Es erweckt Verdacht, liebe Leute.

Weiter. Hat ein Schriftsteller von literarischem Rufe irgendwo eine Uraufführung, so spricht man im zünftigen Jargon von einem „literarischen Ereignis“. (Immer ganz unabhängig von angeblichem Wert oder Unwert im absoluten Sinne. Das ist eine Sache für sich.) Zu einem solchen „literarischen Ereignis“ erscheint vollzählig die Tagespresse und referiert. In einem solchen Referat wird auf reinliche Scheidung gehalten zwischen der eigentlichen Kritik und dem Bericht über Beifall oder Ablehnung. Dieser letztere Bericht, auch wenn er nur einen Satz umfaßt, ist in Wahrheit das Wesentliche. Alles urteilt danach. Das Publi-

kum der folgenden Aufführungen. Und die auswärtigen Theaterleiter. Jeder, der „vom Bau“ ist, weiß das ganz genau. Wenn also einem Reporter, der vom Unwert des Autors und seines Werkes überzeugt ist, ein etwaiger starker Beifall aus sachlichen Gründen mißfällt, so steht es ihm frei, diesen Beifall zu tadeln. Das Publikum zu rügen. Nicht aber ist es ihm erlaubt, seinen Bericht tatsächlich zu fälschen oder ihn arglistig zu färben. Tut er so etwas, dann macht er sich verdächtig.

Die Uraufführung des Röttgerschen Werkes brachte einen starken Publikumserfolg. Es gab mehr als ein halbes Dutzend Hervorrufe. An Freunde des Dichters waren ca. 15 Freikarten verteilt. Diese Fünfzehn konnten in einem fast ausverkauften Hause von der Größe des Düsseldorfer Stadttheaters keine sechs und mehr Hervorrufe erzwingen. Wer das behauptet, behauptet frechen Unsinn. Der starke Erfolg ist unbestreitbare Tatsache. Was beweist das? Vielleicht nichts. Meinetwegen absolut gar nichts. Ansichtssache. Darum keine Feindschaft. Was aber bewog Euch denn, ihr Untentwegten, die bloße T a t s a c h e nicht einfach korrekt und schlanker Hand zuzugeben? U n u m w u n d e n zuzugeben? Das war doch Reporterpflicht, dünkt mich. Hatten Eure sachlichen Argumente es nötig, dieses „corriger la fortune“? Wäre es nicht vielleicht besser gewesen, Ihr hättet versucht, um von dem sachlichen Gewicht Eures „Was“ durch ein kraftvolles „Wie“ der Sprachwägung zu überzeugen? Es war mal wieder ein kümmerliches, lendenlahmes Stammeln, was Ihr produziertet, mit Klischeeausdrücken liederlich durchmischt. Ihr fühlte wohl selbst, daß damit nicht viel anzufangen war. „Recht behalten“ aber mußtet Ihr, Ihr Hochherzigen. Das Vaterland Eures Cliquentums stand auf dem Spiele. Außerordentliche Mittel erlaubt die dringende Gefahr. So kommt Ihr ein wenig ins Schieben.

Schade, nicht wahr? Daß man die Absicht merkte und verstimmt ward! Nun wird man Euch in künftigen Fällen auf die Finger sehen. Man wird sich doch ein wenig mehr um die auswärtige Presse kümmern, künftighin. Der Anonymus der „Rhein.-Westf. Zeitung“ hat es gar zu toll getrieben. Dr. Heinz Stolz soll sich für befangen erklärt haben. Ein weißer Rabe? Oder geschah es, um Platz zu schaffen für jenen tapferen Gaucherritter? Ich glaub es nicht mal. Hoffe das Erstere.

Sprechen wir eigentlich in eigener Sache? Nein, sage ich. Lege ich mich für Röttger ins Zeug? Nein — wenn Ihr lesen könnt — nein! Es steht kein wertendes Wort über Röttger in

meinen Sätzen. Ich lasse es ganz dahingestellt. Die Zeit wird richten. Nicht ich. Nicht Ihr. Aber diese Schweinerei geht uns alle an. Wie es heute Röttger erging, kann es morgen Eulenberg und übermorgen Franck ergehen. Höchstens ist die Konstellation dann ein wenig anders . . .

Man schreibt ein wenig zur Ausspannung, zur Hygiene des Hirns, zur Auslüftung. Als Amateur und völlig nebenamtlich. Man hat Besseres zu tun. Andere raten, es zünftiger, organisierter, sichtbarer zu tun.

Ich weiß nicht recht. Der Lorbeer ist zu billig. Die Kinder, sie hören es gerne. Es steht alles auf dem Kopf. Diese ganze Zeit ist ein einziges großes Treibhaus für werdende Publizisten. Geist liegt in der Gosse. Die Zwanzigjährigen verstecken ihren Pubertätskoller und schreiben wie Fünfzigjährige. Wen soll es locken, sich zünftig darunter zu mischen? Aber vielleicht muß man doch. Wir werden sehen. Die Bande treibt es gar zu toll. Man muß ihnen auf die Finger sehen.

Zum Beschluß eine kleine Blütenlese:

Dr. H. W. Keim in den „Masken“ vom 1. Dez. 1919 über Karl Röttger: „Seine Sprache“ ist so aufgelockert, daß sie alle intimsten Regungen der Seele, jede Spur von Erstaunen, Glück und Leid über sich selbst und die Menschheit, jede Zuckung des sich fremd gewordenen Unbewußten aufzusaugen und nachzubilden vermag . . .“ — „Die Seele des Kindes in ihrer uns Erwachsenen so grauenhaft ferngerückten Schönheit und Tiefe, sie in allerletzten wehmütigen Offenbarungen ihres Wesens begriffen und dargestellt zu haben, das ist Röttgers große künstlerische und menschliche Tat. Er verrät in diesen Kindergeschichten — ich rechne dazu auch die wundervoll süßen Legenden aus seinen beiden Legendenbänden, die sich auf Jesu Jugend beziehen — eine so starke Einfühlungsfähigkeit und die Kraft, alles Vereinzelte, Altersbedingte von sich abzustreifen, daß reine Kunst hier wirklich klarste Spiegelung reinsten, bei sich befindlichen Lebens ist. Es liegt über diesen Erzählungen — wie über dem ganzen Werk Röttgers — eine tastende Lautlosigkeit, eine schluchzende Stimmungssüße, ein heiliges Sehnsuchtsweh, so absolut unsentimental, so wahr, so demütig und einfach, wie eben letzten Endes alles wirklich Menschliche ist.“ — „Man kann von Röttgers Kunst aus zwei Brücken zu andern lebenden Dichtern schlagen, die äußerlich Ähnliches geschaffen haben: zu Hofmannsthal und Werfel. Mit Hofmannsthal verbindet Röttger das Wissen um die Schattenhaftigkeit und Wesenslosigkeit des äußeren Lebens;

die Ahnung, daß hinter diesem allem im Sinn liegen muß, der durch die Umhüllung nicht mehr zu erkennen ist. Mit dieser Erkenntnis aber hört Hofmannsthal Kraft auf. Er ist zu skeptisch, um über diese Resignation zum Glauben und zum Erlebnis metaphysischer Erlösung sich aufschwingen zu können. Er bleibt im Nicht-Wissen-Können stecken. Röttger aber geht ins Absolute, Göttliche durch: „Aus Ewigkeit durch die Zeit in die Ewigkeit . . .“.

Dr. H. W. Keim in der Lokalzeitung vom 12. Febr. 1921 über Karl Röttger:

„Und so muß die Frage nach der künstlerischen Leistung Röttgers so formuliert werden: sind die Vorstellungen dieses Dichters derart, daß sie Anspruch darauf erheben dürfen, das seltsame Leben der Menschen in Bewegung setzen und wertvolle Seiten seines Wesens aufrufen zu können? . . .“ — „ . . . Daß er fortfährt, den Einsprüchen gegen seine ungeheuerliche Selbstüberschätzung nur die Maske des von Gott Besessenen entgegenzuhalten, gibt dem Bild des Künstlers besonders sprechende Züge . . .“.

„Hier steht doch nur der Röttgersche Aufguß zur Frage.“

Herr Dr. H. W. Keim hat sich entwickelt, lieber Leser. Warum soll er nicht? Man kann halt seine Ansichten ändern. Ich will dagegen nichts sagen. Man gebe sich keine Mühe und renne nicht offene Türen ein. Von wegen „aus dem Zusammenhange gerissene Zitate“ und so. Ich konzidiere alles. Bloß: die Tonart, guter Leser! Wolle die Tonart bemerken! Ich meine Menschliches, nicht Literarisches. Doch, was rede ich noch. Hier ist kein Kommentar vonnöten. Das Urteil hat der Leser.

EGON ADERS.

DU WANDERST MIT.

Auf allen meinen Wegen
klingt neben mir Dein Schritt.
Wohin ich weh und wandre:
Du wanderst mit.

Oft, wenn ich schaudernd zaudre,
zur Flut hinabzusehn,
hör ich in mir Dich flüstern:
„Hinübergehn!“

Oft schreckt mich scheues Schweigen
zu mir allein empor,
wenn ich auf Antwort warte
mit meinem Ohr.

Ich möchte manchmal glauben,
Du wärest ferner nie,
als wenn Du vor mir eiferst:
„Hier bin ich! Sieh!“

Und manchmal möcht ich meinen,
nie wärest Du nah mir so,
als wenn ich Arme breite
ins Irgendwo.

HANS FRANCK.



O Kindheit, lächelnd in die großen Bogen
Der Himmel und der Horizonte, da
Das Wunder thronte und das Glück geschah — —
O Kindheit lächelnd, der die Träume logen. — —

Und doch ein Freuen nah — — so liebend nah. — —

O Traum der Kindheit und des Wachsens Mühe
Und Spiel in Gärten zwischen Beet und Strauch
Und schräge Sonne und ein Abendrauch
In alten Straßen; kühle Abendfrühe;

In Bäumen rasches Wehn und Blütenhauch. — —

O Not der Trauer; Schauern vor dem Sollen,
Vor ungemäßigtem Tun, das jäh verdarb,
Was innen keimend um die Liebe warb
Der nahen Welt . . . Tränen, die heimlich quollen

Um eine Liebe, die schon frühe starb.

O Glück des Fragens aus den Wirklichkeiten
Ins Jenseit hin zu Traum und Ideal — —



LANDSCHAFT.

KEMPTER

Das Glück der Wünsche, und des Suchens Qual — — —
 Und müde dann ein schweres Heimwärtsschreiten. —

Und Abendlied im grünen Frühlingstal —.

Und doch: das Werden, da bedrücktes Innen
 Doch wuchs — wie Pflänzlein durch den harten Stein:
 Durch Nicht-verstehn, und lastendes Einsamsein,
 Und in den Adern zarter Ströme Rinnen

Und Aufwärtsmühn — — und ganz zuletzt allein

Das stumme Weggehn aus den alten Gleisen
 Der Heimat und der Märchen, die verblaßt
 Wie schwebend stehn; aus aller Spiele Hast
 In Dämmerung — — und aus dem fließend leisen

Kommen und Gehn vergangner Tage. — — — — Fast

Ist alles schon nicht wahr — und nie gewesen —
 O Weg der Kindheit, der verworren fand
 Wohin? Wohin? An dessen Ende stand
 Ein a n d e r e r, d e r j e n e s nie gewesen:

Du sanftes Bild an des Erinnerns Rand . . .

KARL RÖTTGER.

FEBRUAR-FRAGE.

Schmilzt nun das Eis?
 Schon klang das leise Knisperm
 Des dünnen Glases auf des Stromes Gleiten
 Wie einer Vogelstimme sacht Morgenwisperm
 Im ersten schlafentrungenen Flügelspreiten,
 Zwei in den Zweigen müssen Zwiesprach zwisperm.
 Noch ist der Morgen weiß.

Weiß wie der Mai?
 Spürst du ein Blütenzittern,
 Die Lockerung und Lockung der Gezeiten,

Der Jahrzeiten? Siehst ein Blau hochfluten?
 Fühlst du ein Wogen in Gedanklichkeiten?
 Ein Licht aufblühen? Rot schon lose bluten?
 Werden wird frei.

Klöpelt nun Klang?
 Das Wintereis der Kehle
 Steht klirrend splitterig schmerzlieb im Tauen
 Des Schmelzens Zwitschern an die Lippen tragend;
 Bald werd ich Winters Wahnwand ganz aufhauen,
 Die letzte Scholle mit dem Klöppel schlagend.
 Dann klingt Gesang.

RUDOLF PAULSEN.

ERLÖSUNG.

Der Zorn fährt aus meiner Hand und ich schlage eins der Kleinen.

Da ist Erschrecken, dumpf... Wenn ich mich bewege, rücken einige ihre großen Augen weg auf die Tafel und schreiben. Mir ist die Freude fort.

Ich stehe am Fenster: die Sonne liegt unter den Blütenbäumen.

Da ist eine Stimme leise bei mir: wenn alles wächst in Sonne, schlägst du.

Ein Kind schlägst du.

Es kommen einige von ihnen und wollen lieb sein: o ich kann nicht, es tut mir weh. Wenn sie dich dennoch lieben: du schlägst sie.

Draußen grüßt mich ein alter Mann so freundlich. Laß sein. Alter, laß sein.

Zu Hause will ich spielen: kommt, Klänge, brennt mit, löscht mich. Aber die Finger sind steif und meine Arme wie Stöcke. Ich schlage das Fenster zu.

Frühlingsstille im Stübchen, Sonne hinter Linden.

Langsam legt sich über den Schmerz eine milde Schicht. Aber am Abend im graublauen Zimmer, ist wieder die Stimme: Du, vergaßest du schon? Ist es, als ob des Kindes Erschrecken wie Schatten auf mich fällt? Mein Auge blickt durch den Raum: ich sehe es nun sitzen, es spielt mit der Puppe.

Unter lastendem Denken schlafe ich ein. Da muß ich einen steilen Berg gähn. Ich steige, schmal wird der Weg, enger. Rechts nebelverhangene Tiefe. Eine Biegung: ich stocke. Da steht ER. Freundlich, ohne ein Wort. Ich sehe zur Seite. Aber seine Augen heben die meinen in ihren ruhigen Strahl . . .

Am Morgen bin ich vor meinen Kindern: Einen Traum hatte ich, Kinder, den muß ich erzählen. Ich . . . habe . . . gestern die Else geschlagen. Und . . . es tut mir leid. Tiefe Stille. Und in der Nacht habe ich Jesus gesehn . . . Alle ihre lieben Augen sind in meinem Gesicht. Weiter, ruft einer leise. Ja, es ist alles, gesagt hat er nichts, nur immer angeguckt hat er mich . . . Nach einer Weile, leise: immer, wenn ich nicht gut war, sehe ich ihn.

Durch das offene Fenster fliegt ein Kohlweißling gegenüber an die getünchte Wand, sitzt auf dem Bilderrahmen, taumelt hin und her und fliegt wieder hinaus.

Und am Mittag hängen alle an meinen Armen und viele gehen mit an die Haustür, tragen mir Hut und Bücher und erzählen, erzählen, erzählen. Die ich schlug, ist dicht bei mir, fast wie eine Schuldige sieht sie mich an. Da kann ich lächeln. Dieses Lächeln, das da schwebt auf der freifreundlichen Seele. Da ist Blütentag und Sonne und die Seele wiegt sich warm und voll Dank, daß da ist: Wiedererblühn der Liebe nach Frost. Und stille, selige Harmonie.

H. BURHENNE.

HEIMKEHR.

VON ROBERT JANECKE.

Mußte er diese Straße noch bis zu Ende gehen, ehe er zu Hause war? Diese Straße spannte sich endlos, wie ein graues Band durch die Landschaft, kahle, dürftige Obstbäumchen in unregelmäßigen Abständen hindurchgebohrt, wie um zu verhüten, daß das Band hineinflattere ins graue Novemberland.

Er stand still. Er zog das zum Schreiten nach vorn gesetzte Band zurück und stellte es seitwärts. Als müßte er sich verstemmen gegen den Fluß der Straße, als müßte er die ziehenden magnetischen Kräfte dieser Straße überschneiden mit seiner Leiblichkeit.

Nun konnte er denken.

Er fühlte dies: etwas wehrte sich in ihm gegen dieses Schreiten nach Hause. Wehrte sich schon während der vielen

Wochen des Rückmarsches aus feindlichem Land dagegen. Aber nun fühlte er klarer, was bis jetzt nur dumpfer Druck gewesen war. Jetzt ging er allein der Heimat zu, jetzt waren nicht mehr die Kameraden da, die ablenkenden Erregungen und die Mühen des Marsches, nicht mehr der Rhythmus der Eisenbahn, der die Sinne wie in Blei und in Mohn preßte und so müde machte. Jetzt war er allein dieser Straße gegenüber, die für ihn mit ihrem unerbittlich geradeaus (der Heimat zu) gerichteten Schreiten zum suggestiven Symbol seiner Heimkehr wurde.

War dies nicht die große Sehnsucht gewesen während der vier Jahre da draußen: heimkehren zu dürfen? Und nun, da er an den Toren der Heimat war, stand etwas in ihm auf, das sich wehrte?

Er hatte sich so schwer nur losmachen können damals beim Ausmarsch von allem, was ihm lieb war in der Heimat. Von der Frau, dem Kind, dem Freund, dem Haus und Garten. Es war damals gewesen, als hätte sich zwischen ihm und allen Seinigen ein Abgrund aufgerissen, tief und unüberbrückbar. Nur Worte, geschriebene Worte reichten von hier nach dort. Und diese Worte waren in der ersten Zeit ängstlich gewesen, fremd und schüchtern. Wie junge Vögel, die von einem Rand des Abgrunds zum andern flattern wollen und nicht wissen, ob sie ihn erreichen.

Dann aber war die Sehnsucht wach geworden und machte die Worte stark, gab ihnen Kräfte ungekannter Art. Die seelische Föhlung mit der Heimat, mit der Frau, dem Freund, war wieder da, der Stromkreis seelischen Erlebens war geschlossen. Nun waren die Wellen dieses Kreisstroms andere als früher, als man von Auge zu Auge den andern erfüllte, feinerer Struktur und ausladender in Schwingung und Spannweite. Briefe waren schließlich nur noch Bestätigungen dieser dauernd umfließenden seelischen Ströme, Wortinkarnierungen der hinüber und herüber schwebenden Gedanken. Fast wurde die Föhlung mit der geliebten Frau eine körperliche. Es war, als wüchsen die Nerven aus dem Körper heraus einander entgegen, sich zu erfüllen, als stellten sich die Sinne ein auf die ungeheuere Entfernung und vermöchten sich wahr zu nehmen. Mit den Armen des Traums, die ihm wirklich zu sein schienen, umfing er die Geliebte des Nachts, mit diesen ins Kosmische gesteigerten Nerven fühlte er ihren Leib, hörte er ihre Stimme, roch er den Duft ihres Haares. Die gewaltsamen Erschütterungen des Kriegslebens machten ihn um so sensibler für die Offenbarungen dieser neuen Welt.

Fast konnte er sich das frühere Zusammenleben in der Heimat nicht mehr vorstellen. Und er erinnerte sich noch deutlich (jetzt, da er einsam auf der Straße zur Heimat stand, fiel es ihm ein), wie eine leise, unbestimmte Angst vor einer Heimkehr (einem Urlaub, den er erhalten sollte) in ihm gewesen war.

Damals aber, kurz vor Antritt seines Urlaubs, wurde er gefangengenommen. Der Kontakt mit der Heimat wurde kaum gestört durch dieses Ereignis.. Daß die Briefe nicht mehr so ausführlich und leidenschaftsstoßend sein durften, daran gewöhnte er sich bald, empfand es sogar als eine Vertiefung der „wahren“ Föhlung mit der Heimat. Es war gleichsam, als würden die zwischen ihm und der Heimat, der Frau, dem Freund, gespannten Nervenfäden noch weiter gedehnt, noch schärfer gespannt, so daß das Ticken und Pucken des geheimnisvollen Kreisstroms noch reiner, noch höher, noch beseligender sang.

Und nun —: nun stand er auf dem Wege zur Heimat. Nun sollte er das, was er vier Jahre lang in kosmischer Fernföhlung erlebt hatte, von Körper zu Körper, von Auge zu Auge wieder erleben.

Er schüttelte Kopf und Arme wie abwehrend, wie in fremder, hilfloser Angst vor dem, das mit ihm geschehen sollte. Diese Augen, deren Linse eingestellt war, das Bild der Geliebten körperlich zwar, aber im Unendlichen zu sehen, sollten ihre Strahlen plötzlich verkürzen auf das nahe gegenwärtige Bild der Geliebten? Diese Arme, die sich gedehnt hatten ins All, die Geliebte zu umfassen, sollten ihre Muskeln zusammenziehen, die Geliebte vom Stuhl ins Bett zu heben? Diese Nerven, die sich bis ins Unnennbare, doch so wirklich Erlebte gespannt hatten, sollten wieder hineinschrumpfen in diesen Leib? Diese Wahrnehmungen seiner Sinne, die das Unerhörte hörbar, das Duftlose berauschend, das Grau-Gehirn-Geistige farbig gemacht hatten, sollten nicht mehr sein?

Er würde die Geliebte nicht sehen können mit diesen Augen, seine Arme würden sie in das wirklich-Verlierbare von sich abrücken, seine zu plötzlich aufgerollten Nervenfäden würden wie ein unentwirrbares Knäuel zwischen ihm und ihr liegen, das keine Liebe je wieder durchdringen könnte.

Er atmete tief. Nun wußte er, was sich in ihm gewehrt hatte. Er hob den seitwärts gestellten Fuß; er schritt mit zögernden Schritten die Straße entlang der Heimat zu.

Er kam an sein Haus. Er stand am Zaun in der schweren Dämmerung des Novembers.

Lange, lange.

Bis ein Licht aufging im Haus, das seinen Schein warm auf den Kiesweg im Garten legte.

Da trat er heran an das Fenster. Und er sah die Geliebte in der Stube sitzen, leise lächelnd wie in einer glückhaften Erinnerung.

Da wandte er sich ab und weinte. Weinte nach jener andern Wirklichkeit, die ihm die wahre zu sein schien.

Und sah noch einen kurzen Augenblick durch die Scheibe. Und ging mit schweren Schritten zurück zum Zaun, durch die Pforte hindurch — in die Nacht.



WERKE KARL RÖTTGERS.

VON *Dr. ALBERT SOERGEL.*

IV.

Friedel! Die Weihnachtsglocke klingt an. So möge sie ausklingen in das neueste Werk von Karl Röttger, in „Das Gastmahl der Heiligen“. Auch Nüchternen steht das Herz offener, in diesen Tagen, da mit alten heiligen Geschichten das Wunder Wirklichkeit werden kann. Und keiner hat heute wie Röttger die Kraft und die Süßigkeit des Legendentones. Früheren köstlichen Legenden von Jesus — neben die Christuslegenden, dem Einen und die Welt tritt diese Sammlung als dritter und letzter Band der Legenden — fügt Röttger neue hinzu von Jesus dem Knaben und dem Manne, dem Irdischen und Auferstandenen. Oder der neilige Franz redet mit seinen Tauben und ein einfältiger Bruder findet in einer verstoßenen Magd mit ihrem Kinde die Mutter Gottes mit dem Jesusknaben. Oder jenseits der Welt sitzen im wandelosen Raum die Heiligen beim Gastmahl, die im Leben es trieb, die Schönheit, das Wunder, das Geheimnis zu sagen, „der Welt Überhöhung und Vollendung im Traume, in Gott“, sitzen Eckehart und Angelus Silesius, Dürer und Rembrandt, Shakespeare und Hölderlin, Beethoven und Bach, und unter denen, die um die Musik des Jenseits gerungen, sind auch Strindberg und Nietzsche. Innerlicher frommer Jubel ist der Lebenston dieser Legenden, deren Musik, wie ich hoffe, nachklingen wird, wenn auch unser Leben unseren Enkeln Legende sein wird.

(Diese Auseinandersetzungen des bekannten Literarhistorikers [Verfassers von „Dichtung und Dichter der Zeit“] mit Werken

Karl Röttgers sind zu verschiedenen Zeiten geschrieben [1914 bis 1920] und erschienen zuerst in namhaften Blättern; vergl. auch Heft 15.)

AUS MEINEM LEBEN.

VON ANNA CROISSANT-RUST.

Ich bin geboren am 10. Dezember 1860 zu Dürkheim v. H. als jüngstes Kind des Salineninspektors Philipp Rust. Bis zum 5. Jahre blieb ich dort und hatte meine stärksten Eindrücke von den herrlichen alten Gärten und dem schönen Biedermeiernaus, das wir dort bewohnten. Auch in der Oberpfalz (Amberg), die mir vom 5. bis zum 24. Jahre Heimat war, kamen meine stärksten Eindrücke von der eigenartigen, herben Natur und dem Leben im Elternhause, das durch die Persönlichkeit meines Vaters, der als sehr kunstliebend, schönheitsbegeistert, ein prächtiger Schilderer seiner vielen Wanderungen und Reisen, ein feiner Humorist, musikalisch und Erfindernatur, stark auf mich einwirkte, wie auch von der Persönlichkeit der Mutter, die eine einfache, aufrechte, echt weibliche Natur, voll Witz und stillem Humor mir jedenfalls künstlerisch sehr viel gab. Die Erziehung war die übliche Töchterchulerziehung der Beamtentochter in einer kleinen Stadt, in meinem Falle ein Klosterinstitut, hergebrachter Schablone, und wirkte weder eindrucksvoll noch nachhaltig auf mich ein. 1884 siedelte meine Mutter nach dem Tode meines Vaters nach München über, wo zwei meiner Schwestern Malerin und Bildhauerin sich weiter ausbildeten und ich einige Jahre Privatstunden in Sprachen und Musik gab. Dort kam ich allmählich in sehr anregenden Verkehr mit Künstler- und Schriftstellerkreisen, begann meine ersten Skizzen zu schreiben, von denen Michael Georg Conrad die erste 1887 in der „Gesellschaft“ veröffentlichte. 1888 verheiratete ich mich mit dem Oberleutnant a. D. und Ingenieur Hermann Croissant, siedelte mit ihm nach Ludwigshafen a. Rh. über, welches Industriezentrum in seiner Nüchternheit und den bloßen Nützlichkeitsbestrebungen keineswegs einen fördernden Einfluß auf die dichterische Produktion ausübte, und ganz als Absturz nach dem reichen und anregenden Münchener Leben wirkte. 1904 kehrten wir nach München zurück, beziehentlich nach Pasing, wo ich noch jetzt lebe, und zwar vor den unheilvollen letzten Jahren mit einem sehr anregenden geistigregem Freundeskreis, ein bescheidenes, aber geistig reiches Leben. Das alles hat sich in mehr als einer Beziehung traurig

geändert, ist verarmt durch das Schicksal und die Not der Zeit und der Ausklang klingt schal und mißtönig.



Schal und mißtönig? Nein! Ich verstehe solche Stimmungen. In Heft 9 sprach ich über Verwandtes. Aber da man Anna Croissant-Rust's letztes, jetzt erschienenenes Buch „Kaleidoscop“ (Erzählungen) als einen — vorläufigen — Ausklang nehmen darf, will ich sagen, daß das Können dieser Dichterin hier noch unvermindert und schön leuchtet. Meinen Appell an die Deutschen, ihre Dichter und Dichterinnen zu lesen, kann ich bei diesem schönen Buch nur wiederholen. Und ich hoffe, der Dichterin in diesem Buche nicht zum letzten Male begegnet zu sein.

K. R.



ZEICHNEN.

VON FRITZ HENNIG.

I.

Der Ausdruck Zeichnen kommt von Zeichen und ist die wohlverstandene Anwendung des Zeichens. Dieser Anwendung zugrunde liegt das Auge, ja dieses Verhältnis allein entscheidet, es birgt die Wachstumsrichtung des Organons, als einer durch den Menschen hindurchwachsenden Natur, die so allein nicht nur in der Kunst, sondern in allem, was tätiges Sehen verlangt, Ausdruck und Leben erlangt. Eine Tätigkeit mit Farbstoff und Papier Zeichnen zu nennen, muß letzten Endes zu der Klexographie führen, einem Verfahren, das ohne das Auge jene interessanten Gebilde herstellt, die man durch willkürliches Bekleben und Falten des Papiere erreicht und die im Sinne von Farbstoff und Papier sogar organisch sind. Wieweit der Expressionismus von dem Organischen dieser Interessantheit entfernt ist, soll uns nichts angehen, da von keinem Werturteil, sondern von einer Statik hier die Rede sein soll. Also aus dem Kosmos heraus, nicht aus der Gesellschaft geredet wird.

Zwei Sätze besagen jedenfalls Wesentliches über das Zeichnen: „Es ist unmöglich, Zeichen zu sehen“ und „Nur Zeichen werden überhaupt gesehen“. Oder anders: „Das Zeichen als Bestandteil des Zeichnens ist ein Mittel und ergibt eine Technik“ und „Das Zeichen als Bestandteil des Zeichnens ist Organ, lebt, und baut so „das größere Lebende“.

Hier muß zuerst festgestellt werden „wie“ wir sehen, und „was“ wir sehen. Unsere Kultur der letzten hundert Jahre baut sich auf einer ganz bestimmten Art und Weise des Sehens auf. Es ist die Art, die sich am weitesten vom Sehen des Zeichens entfernt zugunsten einer absoluten Identität. Wir sehen nicht mehr als diese Identität, also eine Orientierung, d. h. wir sehen diagonal. Dieser Ausdruck ist der Geometrie entnommen, um hier die Art des Sehens zu charakterisieren, welche die Ausdehnung des Raumes, also eines x -Ecks teilt, um auf dem kürzesten Wege zwei Punkte der Umspannung zu verbinden. Also ein Identitätsversuch des menschlichen Innenraums mit dem kosmischen Außenraum unter Ausschluß des Kosmos. Durch diese Diagonalität sind wir zu einem ganz bestimmten Raumbilde, wie zu einem ganz bestimmten Auge gekommen, nämlich zu einer Registratur von Relativitäten in uns, die wir mit „Sehen“ bezeichnen. Diese Diagonalität mußte zum Ausbau einer inneren Registratur für die eindringenden Relativitäten führen, eines unendlich geteilten Raumes, der den Kosmos wie das Auge spaltete. So sehen wir lediglich relativ, d. h. sind ein stierendes Glasfenster, das jeweils objektivartig durch eine Raunteilung absolute Identität sieht. Das Zurechtfinden funktioniert daher innerhalb der geschaffenen Registratur der Relativitäten vorzüglich, versagt aber in kosmischer Beziehung vollkommen, da eine Teilung keine Umspannung werden kann! Bei unserem Sehen kann eigentlich nur von einem Identitätstasten noch die Rede sein, d. h. wir sind räumlich-kosmisch erblindet. Die menschliche Maschine läuft mit dieser Orientierungsmöglichkeit vorzüglich, staunen aber kann sie nicht mehr, da dieses durch die vorzüglich arbeitende Registratur vermieden wird. Beim Eintritt in ein Zimmer z. B. beginnt diese Diagonalregistratur sofort zu spielen: Tisch, Schrank, Fenster, Stühle, — — Sela oder: Biedermeier, Stutzuhr, Urväterhausrat — — Sela! Die Vervollkommnung der Registratur ändert an ihrem Vorhandensein gar nichts! Unser Künstlertum bestand, bis zum ersten Vorstoß der Expressionisten, lediglich in einer gewissen Vervollkommnung dieser Registratur, aus deren „Fülle“ heraus dann für das Publikum das Kunstwerk komponiert wurde, welches Publikum dann nach Empfang des Kunstwerkes seinerseits die Diagonalregistratur spielen ließ, und nach Ablesen seiner Registratur-Schubfächer sich das aufbauen könnte, was der Künstler ihm geschenkt hatte. Es ist dies eine Blindenschrift, die getastet wird, hat aber mit Sehen und dem Auge nichts zu tun. (Fortsetzung folgt.)

In unserm Verlage erschienen:

- Karl Röttger, Christuslegenden
" " Der Eine und die Welt, Legenden
" " Das Gastmahl des Heiligen, Legenden
" " Die Allee, Erzählungen
" " Stimmen im Raum, Erzählungen
" " Die Flamme, Essays
" " Die Religion des Kindes, Essays
" " Haß, Drama
" " Gespaltene Seelen, Drama
Anna Croissant-Rust, Das Winkelquartett, Novelle
" " " Arche Noah, Erzählungen
" " " Der Felsenbrunner Hof, Roman
" " " Unkebunk, Roman
" " " Kaleidoskop, Erzählungen.

GEORG MÜLLER-VERLAG A.-G., MÜNCHEN.

In meinem Verlage erschienen:

- Karl Röttger, Zum Drama und Theater der Zukunft.
Mit Umschlag und Bühnenbildern von
Walter von Wecus.
" " Die fernen Inseln. Aus den Tagen der
Kindheit.
Erich Bockemühl: Mutter. Mit reichem Schmuck,
Umschlag u. Titel v. W. v. Wecus.
Erich Bockemühl: Jesus, Legenden.

In Kürze erscheinen:

- Karl Röttger: Der Schmerz des Seins. Drei Novellen
" " Das letzte Gericht, Drama
" " Da glühn die Lichter der Unendlichkeit,
Gedichte

ERICH MATTHES, VERLAG, LEIPZIG.

SCHULE

FÜR

ZEICHNEN □ MALEN
KUNSTGEWERBE
BÜHNENKOSTÜME

HOLZSCHNITTE, RADIERUNGEN, LITHOGRAPHIEN
STICKEREIEN

WALBURGA REISMANN

ANMELDUNGEN 3-4 UHR NACHMITTAGS

DÜSSELDORF, MARTINSTRASSE 99

Galerie Flechthelm

DÜSSELDORF, Königsallee 34



Auserlesene Werke alter und neuer Kunst

Graphische Abteilung

Wechselnde Ausstellungen

DOBLER, DÜSSELDORF 21